

„Durchsetzungskraft schadet nicht“

Die Kölner Professorin Barbara Dauner-Lieb über die Vorzüge einer Massen-Uni, das Ansehen deutscher Juristen im Ausland und die Entscheidung zwischen Kind und Karriere.

Professor Dauner-Lieb, nur etwa 20 Prozent aller Juraprofessuren sind von Frauen besetzt. Woran liegt das?

Das liegt nicht an der mangelnden Qualität. Im Gegenteil: Frauen haben im Durchschnitt bessere Noten als Männer, sie sind fleißiger und genauer. Es liegt an den Rahmenbedingungen. Die akademische Laufbahn erfordert enorme Flexibilität. Als Habilitandin müssen Sie dem Ruf in eine fremde Stadt folgen, auch wenn die 1000 Kilometer entfernt ist. Das ist für Frauen, die eine Familie haben wollen, nur schwer zu machen. Viele hervorragende Juristinnen entscheiden sich deshalb für den Richterberuf. Dort ist das Verhältnis zwischen Männern und Frauen weitgehend ausgewogen. **Ist die Flexibilität, die heute in den meisten Juristenberufen erforderlich ist, ein Grund dafür, dass sich viele junge Absolventinnen gegen Kinder entscheiden?**

Ich weiß, dass sich meine Studentinnen sehr viele Gedanken über das Thema Familie machen. Viele sagen: Das tue ich mir nicht an, ich will auch gut verdienen, ich will mich nicht von einem Mann abhängig machen. Ich würde aber keiner Frau raten, für die Karriere ganz auf Familie zu verzichten. Der prinzipielle Verzicht auf ein Kind ist der Verzicht auf einen wesentlichen Bestandteil des Lebens. In meinem beruflichen Umfeld kenne ich keine Frau in meinem Alter, die nicht sehr froh ist, Kinder zu haben – oder es irgendwann zu bedauern scheint, keine zu haben.

An juristischen Fakultäten ist das Konkurrenzdenken ausgeprägter als anderswo. Wie robust müssen Jurastudierende sein?

Sagen wir so: Eine gewisse Durchsetzungskraft kann nicht schaden. Die ist auch im Beruf gefragt. Wer es in einer Großkanzlei zu etwas bringen will, der muss stresstolerant sein und ein sehr

stabiles Selbstwertgefühl haben. Angehende Juristen wissen, dass die Situation am Arbeitsmarkt schwierig ist. In den 70er Jahren war das anders. Man konnte sich sicher sein, einen Job zu finden. Deshalb studierte man relativ langsam, zehn Semester waren normal, zwölf auch noch okay. Heute legen die Studenten ein Tempo vor, das hätten wir damals für verrückt erklärt. Einige schreiben ihren ersten zwischenprüfungsrelevanten Test bereits zwei Monate nach dem Beginn des ersten Semesters.

„Effizienz ist gefragt, nicht Masse“

Klingt fleißig. In der aktuellen Bildungsdebatte werden Studierende aber oft als undiszipliniert und selbstgefällig dargestellt.

Das kann ich nicht bestätigen. Meine Studenten sind außerordentlich ehrgeizig und interessiert. Leider bringen viele aus der Schule nicht die nötigen Voraussetzungen fürs Studium mit. Sie haben Probleme mit Zeichensetzung, Rechtschreibung und Grammatik. Sie wissen nicht, wie man einen wissenschaftlichen Apparat verwendet, wie man eine Bibliothek benutzt oder wie man eine Fußnote setzt.

Ihnen fehlt die Hochschulreife.

Genau. Dabei geht es aber nicht um die geistige Reife, sondern um die handwerkliche Heranführung an ein Hochschulstudium. Dennoch: Was die Wirtschafts- und Rechtswissenschaften betrifft, ist das öffentliche Bild vom faulen Studenten völlig falsch. Ich kenne sogar einige, die zu viel lernen.

Geht das: zu viel lernen?

Jeder kann nur eine bestimmte Anzahl von Stunden geistig produktiv arbeiten. Irgendwann hockt man nur noch rum. Ich rate meinen Studenten deshalb, rechtzeitig mit dem Lernen aufzuhören und auch mal spazieren zu ge-

hen. Effizienz ist gefragt, nicht Masse. Im Jurastudium muss man früh lernen, sich die Zeit gut einzuteilen und, um hier mal ein Modewort zu bringen, die richtige Work-Life-Balance zu finden, indem man sich zum Beispiel den Sonntag frei hält. Leute, die sieben Tage in der Woche zwölf Stunden durchbüffeln, machen selten ein gutes Examen. Diejenigen, die schnell herausfinden, was wichtig ist, schneiden in der Regel besser ab.

Wie kann man es vermeiden, Zeit zu verschwenden?

Man sollte das ganze Jahr durchplanen. Mehr als vier, fünf Wochen Urlaub im Jahr sind während des Jurastudiums nicht drin. Die vorlesungsfreie Zeit ist keine Ferienzeit. Man muss genauso konsequent morgens aufstehen wie im Semester. Wenn Sie erst mal eine Woche lang nichts machen und dann eine Woche lang überlegen, was sie machen müssten, wird es gefährlich. Eine zweite Gefahr besteht darin, den Stoff nicht intensiv genug zu wiederholen. Man darf sich nicht sagen: Die Prüfung ist bestanden, den Teil habe ich hinter mir. Wer so denkt, muss nach fünf Semestern ganz von vorn anfangen. Wer aber in den ersten vier Semestern den Stoff ernsthaft erarbeitet, reflektiert und vertieft, wird kein Problem damit haben, das Studium in acht Semestern zu schaffen. Eine Stresssituation am Schluss entsteht vor allem dann, wenn man sein Studium am Anfang schlecht organisiert hat.

Raten Sie Ihren Studierenden, ins Repetitorium zu gehen?

Das kommt drauf an. Meine besten Leute sind ohne Repetitor ausgekommen. Man lernt dort tendenziell eher zu viel, weil auf Masse, nicht auf Mitdenken gesetzt wird. Wer sich organisieren kann und die Disziplin hat, jeden Morgen um neun am Schreibtisch zu sitzen, braucht keinen Repetitor. Aber verstehen Sie mich nicht falsch: Repetitoren machen keine schlechte Arbeit. Was mir missfällt, ist die



Tatsache, dass viele, die dort hingehen, die eigene Verantwortung abgeben und eine reine Konsumentenhaltung einnehmen.

Sie unterrichten auch an der Sorbonne. Wie stehen deutsche Jurastudierende im internationalen Vergleich da?

Grandios. Was die Analyse- und die Leistungsfähigkeit betrifft, hat noch kein guter deutscher Jurastudent an einer ausländischen Uni Schwierigkeiten gehabt – sofern er die Fremdsprache im Griff hat. Letztes Jahr war die beste Absolventin an der Sorbonne eine Deutsche, die ihr Studium hier in Köln begonnen hat. Das ist keine Ausnahme. Die Ausbildung, auf die wir hier von morgens bis abends schimpfen, führt dazu, dass unsere Leute im Ausland ganz oben unterkommen.

Köln ist eine große Universität. Wirkt sich das auf die Qualität der Lehre nachteilig aus?

Im Gegenteil. Es mag ein bisschen mühsam sein, wenn sich in einer Vorlesung zum Thema Vertragsrecht 400 Leute tummeln. Andererseits ist es nicht sicher, ob sich der Lernerfolg verbessern würde, wenn es nur 100 wären. Wichtiger ist, dass jeder Student einen Tutoriumsplatz bekommt, wo in kleinen Gruppen gearbeitet wird. Eine große Fakultät hat Vorteile: Wir haben vom Versicherungsrecht bis zum Medienrecht, vom Gesellschaftsrecht bis zum Luft- und Raumfahrtrecht für so gut wie jede angestrebte Spezialisierung ein vielfältiges Angebot.

Was halten Sie von Elitekonzepten wie der Bucerius Law School?

Bucerius ist ein in vieler Hinsicht charmantes Modell, hat aber auch Nachteile: Die Studenten werden von morgens bis abends betreut, was nicht gerade die beste Voraussetzung für selbstständiges Denken und Handeln ist. Wenn dagegen ein Student in einer

Sie lieben ihren Zoo: Professor Dr. Barbara Dauner-Lieb, 50, lehrt Bürgerliches Recht, Handels- und Gesellschaftsrecht, Arbeitsrecht und Europäische Privatrechtsentwicklung an der Universität zu Köln und ist Richterin am Kölner Oberlandesgericht. Im C.F. Müller Verlag hat sie den Band „Fälle zum Neuen Schuldrecht“ veröffentlicht.

Riesen-Uni wie Köln erfolgreich überlebt hat, dann weiß man, dass er sich auch im Berufsleben behaupten wird. **Beim Notendurchschnitt kann die staatliche Uni aber nicht mithalten.**

Eine private Hochschule hat es da leicht zu glänzen, weil sie sich aussuchen kann, wen sie aufnimmt. Diese Auswahlmöglichkeit hat eine staatliche Universität nicht. Ich behaupte aber, dass unsere 50 Besten durchaus mit den Absolventen einer privaten Hochschule mithalten können.

Welche Eigenschaften braucht ein Hochschullehrer?

An erster Stelle muss er sein Fach lieben, dann wird er auch respektiert. Und er muss Freude daran haben, dass in jedem Semester eine neue Generation auftaucht, die etwas lernen will, neugierig ist und das Gespräch mit ihm sucht. Mein Motto ist: Ich liebe meinen Zoo.